

Erinnerung in einer fragmentierten Gesellschaft

Autor: Martin Pollack



FOTO: FRANZ GRUBER

▶ Martin Pollack: „Die Fragmentierung unserer Gesellschaft ist eines der großen Probleme, dem wir uns stellen müssen.“

Menschen an, Verdienstemigranten wie Flüchtlinge, die durch wirtschaftliche Katastrophen, Missernten und Hungersnöte, Kriegshandlungen oder Unruhen aus ihrer engeren Heimat (im Polnischen verwendet man dafür die treffende Bezeichnung *mala ojczyzna*, kleines Vaterland) vertrieben wurden. Manchmal wurden die Menschen nicht vertrieben, sondern machten sich aus eigenem Antrieb, scheinbar ohne zwingenden Anlass, auf den

Wir leben in einer Gesellschaft, die zunehmend fragmentiert, differenziert, ja zersplittert erscheint, in vielerlei Hinsicht, sozial ebenso wie politisch und kulturell, aber auch ethnisch. Das gilt nicht nur für Österreich, sondern für die meisten europäischen Länder. Manchmal ist sogar die Warnung zu hören, unsere Gesellschaften liefen Gefahr, vollends auseinanderzufallen.

Ist das eine völlig neue Entwicklung? War das früher anders? Ich glaube nicht. Von einer homogenen Gesellschaft konnte in Österreich nie wirklich die Rede sein, jedenfalls nicht in der jüngeren Vergangenheit, auch nicht, was die ethnische Zugehörigkeit angeht. Unser Land war stets ein Ziel der Migration, der Einwanderung, auch wenn manche Politiker das heute nicht gern hören mögen, weil es nicht in ihre provinzielle, engstirnige Vorstellung einer Heimat passt, die es mit allen Mitteln gegen Zuwanderung zu schützen gilt. Vor allem die Metropole Wien zog zahlreiche

Weg, weil sie sich hier bessere Chancen und Aufstiegsmöglichkeiten für sich selber und ihre Nachkommen versprochen. Oder sie wurden ins Land geholt, als billige, willige Arbeitskräfte – auch das war häufig der Fall.

Migration nach Österreich

Dafür können wir zahlreiche Beispiele nennen. Wir brauchen nur an die so genannten Ziegelböhm zu denken, aus Böhmen und Mähren stammende Ziegeleiarbeiter, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen wesentlichen – wenn auch weitgehend unbedankten – Anteil am damals herrschenden Bauboom in der Reichs- und Residenzstadt Wien hatten. Sie drückten einem der bevölkerungsreichsten Gemeindebezirke Wiens, dem 10. Bezirk, für Jahrzehnte ihren Stempel auf, einige Spuren haben sich bis heute erhalten. Eine andere Gruppe waren die Juden aus

Galizien, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg und dann nach Kriegsausbruch nach Wien strömten, auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen und Sicherheit für Leib und Gut. Sie flüchteten vor dem sprichwörtlichen galizischen Elend und nach 1914 vor dem Schreckgespenst der russischen Pogrom-Kosaken. Dass ihnen in deutschen Landen, in den Zentren der Kultur, auch in Wien, noch viel Schrecklicheres widerfahren würde, konnten sie sich nicht vorstellen, die „lange Nacht der organisierten Bestialität“, wie der deutsch-amerikanische Historiker Fritz Stern die Vernichtung des europäischen Judentums einmal nannte, kam wie aus heiterem Himmel über sie.

In der Folge des Zweiten Weltkriegs siedelten sich Hunderttausende Flüchtlinge und Vertriebene aus ehemals von Deutschen bewohnten Gebieten Osteuropas in Österreich an: Sudetendeutsche, Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Deutsche aus der Batschka, Untersteirer, Gottscheer, um nur ein paar Gruppen zu nennen. Nicht immer wurden sie mit offenen Armen empfangen. 1956 kamen Flüchtlingsströme aus Ungarn über die Grenze. Viele blieben im Land, um sich hier eine neue Existenz zu schaffen. Seit den sechziger Jahren schließlich wurden zahlreiche Gastarbeiter (eine euphemistische Umschreibung einer meist tristen Realität) nach Österreich geholt, um hier untergeordnete, schlecht bezahlte Arbeiten zu verrichten, die sonst keiner machen wollte. Diese Menschen kamen vorwiegend aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Anfangs war man der Meinung, sie würden nach getaner Arbeit sozusagen wieder in ihre Länder zurückkehren. Das erwies sich als realitätsfernes Wunschdenken. Zuletzt wären noch die Flüchtlinge und Migranten aus aller Herren Länder zu nennen, von denen ebenfalls viele gern hierbleiben wollen, obwohl ihnen das, bei Gott, schwer gemacht wird, von den Behörden, aber auch vonseiten breiter Schichten der Bevölkerung, die diesen Menschen Ablehnung und Misstrauen entgegenbringen, weil sie fremd erscheinen, weil sie anders sind, anders reden, vielleicht anders beten, was offenbar besonders tief sitzende Ängste auslöst.

Sie alle, Zuwanderer, Verdienstemigranten, Flüchtlinge, Asylanten und Asylwerber, mit deutscher Muttersprache oder, öfter, auch ohne, brachten und bringen – der geschilderte Prozess ist bekanntlich nicht abgeschlossen, ein Ende ist nicht in Sicht und meines Erachtens auch gar nicht wünschenswert, weil Zuwanderung immer auch eine Bereicherung bedeutet – aus ihrer Heimat unterschiedliche Kulturen, Traditionen und Gepflogenheiten, Wertvorstellungen, Vorurteile und Stereotypen mit – und auch unterschiedliche Erinnerungen. Ihr kulturelles Gedächtnis, um

einen Begriff des deutschen Ägyptologen und Kulturwissenschaftlers Jan Assmann zu verwenden, über das sie ihre gemeinsame Identität als Gruppe definieren, wurde geprägt durch Ereignisse, Erfahrungen und Narrativa, die sich oft grundlegend von den hierzulande tradierten unterscheiden. Wobei man, noch einmal, ohnehin nie von einem einheitlichen, in sich geschlossenen Erinnerungsraum sprechen konnte. Ein solcher ist nichts weiter als ein ideologisches Konstrukt, ein politisches Postulat, mit dessen Hilfe man sich vom Anderen, der mitten unter uns lebt, der längst ein Teil unserer Gesellschaft ist, abschotten möchte. Abschotten, abgrenzen vom Anderen mit seinen anderen Erfahrungen, seiner anderen Erinnerung und auch seinem anderen Vergessen, denn Erinnern ist stets untrennbar verbunden mit Nicht-Erinnern, mit Vergessen. Dieses Bemühen ist zum Scheitern verurteilt, denn es wird immer unterschiedliche Erinnerungsdiskurse geben, die, einander ergänzend und überlappend, oft auch bekämpfend und verdrängend, nebeneinander existieren. Wer das leugnet, verschließt die Augen vor der Realität. Gleichzeitig ist der Versuch, eine einheitlich aufbereitete Erinnerung einzufordern, gefährlich, da er auf eine Spaltung der Gesellschaft, auf die Ausgrenzung bestimmter Gruppen abzielt.

Kampf um die Erinnerung

Die Fragmentierung der Gesellschaft hat sich in den letzten Jahren weiter beschleunigt. Das erfahre ich jedes Mal, wenn ich an österreichischen Schule lese, wozu ich häufig Gelegenheit habe. Schulen sind ein Spiegelbild der Gesellschaft, auch was die Fragmentierung angeht, die Bruchlinien, die sich durch unsere Gesellschaft ziehen. Wie sich diese Fragmentierung auf das kollektive Gedächtnis auswirkt, wurde mir während einer Lesung an der HTL Hallein im Herbst vorigen Jahres mit besonderer Deutlichkeit vor Augen geführt. Die Einladung zur Lesung und anschließenden Diskussion war von einem Lehrer ausgegangen. Anlass waren die Vorfälle während der Gedenkfeiern im ehemaligen Konzentrationslager Ebensee im Mai 2009, die vor kurzem neuerlich Schlagzeilen machten. Ein paar „irregeleitete Jugendliche“, wie der Bürgermeister der oberösterreichischen Gemeinde es kürzlich rückblickend schonend formulierte, hatten damals, verummumt und Naziparolen rufend, eine Gruppe ausländischer Überlebender des Konzentrationslagers mit Softguns angegriffen.

Solche Aktionen werden in Österreich gern als harmlose Lausbubenstreiche abgetan. Auch von manchen Politikern. Der mich einladende Lehrer aus Hallein dachte offenbar anders darüber. Die

Ereignisse von Ebensee, manche Reaktionen in der Öffentlichkeit darauf, so schrieb er mir, hätten ihn gedrängt, „etwas zu tun“. Große Sorge bereiteten ihm auch eigene Erfahrungen mit manchen seiner Schüler, die hinsichtlich „Ausländerfeindlichkeit immer häufiger jede Zurückhaltung“ ablegten. Es gehe auch darum, den Kampf um die Erinnerung aufzunehmen, man dürfe diese auf keinen Fall kleinmütig reaktionären Kreisen überlassen. Zu diesem Zweck wollte er an seiner Schule Schwerpunktveranstaltungen über Rechtsextremismus und Nationalsozialismus organisieren, meine Lesung sollte den Anfang machen.

Ein engagierter Lehrer, der gewisse Tendenzen in unserem Land beängstigend findet und nicht bereit ist, davor die Augen zu schließen und die Hände in den Schoß zu legen, sondern der etwas tun möchte. Solche Lehrer gibt es viele, aber man macht es ihnen nicht leicht, die Bürokratie, die so genannten Strukturen wirken oft ungemein lähmend und demotivierend. Demotivierend muss im konkreten Fall auch die Tatsache wirken, dass die österreichische Justiz den Fall Ebensee vor sich her schiebt, ohne eine Entscheidung zu treffen, ob nun Anklage erhoben werden soll oder nicht. Was muss sich der Lehrer von Hallein angesichts dieser rückgratlosen Haltung der Justiz denken, der Lehrer, der unverzüglich gehandelt hat, obwohl es dafür Mut braucht und die Vorfälle ihn nicht direkt betrafen, was müssen sich die Schüler denken, mit denen ich in Hallein diskutierte, wenn sie erfahren, wie zögerlich die Behörden auf solche Provokationen reagieren? Wie auch immer, die Lesung war ein voller Erfolg, jedenfalls nach meiner Einschätzung. Ich las im Stadttheater von Hallein vor rund 300 Schülerinnen und Schülern, von denen viele, wie ich vorher erfuhr, aus einem so genannten bildungsfernen Milieu stammen. Ich war auf Ungemach vorbereitet, auf Provokationen, ich dachte an Ebensee, doch meine Sorgen waren unbegründet, vom bildungsfernen Milieu bekam ich nichts zu spüren, die Lesung und Diskussion dauerten zweieinhalb Stunden, das junge Publikum blieb die ganze Zeit aufmerksam und höflich, das anschließende Gespräch war offen und interessant.

Ich las aus dem Buch über meinen Vater, SS-Offizier und Gestapochef von Linz, und wir sprachen über den Nationalsozialismus in Österreich und seine Auswirkungen bis heute. Wir sprachen über die verschiedenen Weisen, wie diese Zeit in der Erinnerung weitergereicht wird, und wir sprachen über die Erinnerung der Opfer und die der Täter und ihrer Angehörigen.

Irgendwann während der Lesung, ich weiß nicht mehr, was der Auslöser war, vielleicht ein Gesicht, das ich in der Menge entdeckte, wurde mir plötzlich bewusst, dass sich zumindest ein Teil

meiner Zuhörer möglicherweise gar nicht angesprochen fühlte. Hallein ist eine Industriestadt mit einem hohen Anteil an Migranten, voran türkischer Herkunft. Das führt häufig zu Konflikten unter Jugendlichen, wie sie jetzt vor mir saßen, meine Zuhörer waren zwischen 18 und 22. Keine Gymnasiasten, sondern junge Menschen, die einen Beruf erlernen, Tischler, Zimmerer, Bautechniker, Maschinenbauer, Steinmetze, Designer. Auch unter ihnen befanden sich welche mit Migrationshintergrund, wie das so schwammig genannt wird. Aus der Türkei, aus den Nachfolgestaaten Jugoslawiens, aus anderen, vielleicht fernerer Ländern. Darüber hatte ich vor der Lesung nicht nachgedacht, darauf war ich nicht vorbereitet, obwohl ich Hallein kannte, also damit rechnen musste. Das war mein Versäumnis.

Was hatte ich diesen jungen Menschen zu sagen? Worüber ich sprach, war schließlich nicht ihre Geschichte, nicht die Geschichte ihrer Eltern und Großeltern, sie hatten keinen (oder jedenfalls einen ganz anderen) Zugang zum Nationalsozialismus, in ihren Familien gab es (zumindest was diese Geschichte angeht) weder Täter noch Opfer, in ihrem kulturellen Gedächtnis sind andere Ereignisse verankert. Ereignisse, von denen wir oft nur beschämend wenig wissen. In ihrem Familiengedächtnis werden andere Geschichten bewahrt, viele zweifellos schmerzlich, doch ohne Bezug auf unsere Erfahrungen. Wir wissen davon nichts oder auf jeden Fall viel zu wenig, und wir wollen davon nichts wissen, weil uns das sonst zwingen würde, unsere eigenen Erinnerungen in einem neuen Licht zu betrachten und einen differenzierten Erinnerungs- und Identitätsdiskurs zu führen, in den wir auch den Erfahrungshintergrund der Anderen, der Zugewanderten mitdenken müssten.

Ist das wirklich so schwierig? Ist das tatsächlich so viel, zu viel verlangt? Ich habe keine Ahnung, wie wir das anstellen sollen, wo man damit beginnen muss. Vielleicht in der Schule? Ich weiß es nicht. Ich bin ein blutiger Laie, was diese Dinge angeht, aber ich weiß, dass wir uns in Zukunft darauf einlassen müssen, ob uns das gefällt oder nicht, wobei es nicht darum gehen kann, die unterschiedlichen Erinnerungen zu werten oder gar gegeneinander auszuspielen. Keine Tragödie darf in Vergessenheit geraten, und wäre das noch so bequem, schon gar nicht darf das Vergessen verordnet werden, etwa aus politischer Rason, gleichzeitig müssen wir uns davor hüten, die Tragödien und Leiden gegeneinander aufzurechnen. Wir müssen uns bemühen, ein gemeinsames Identitätsbewusstsein zu entwickeln, das die Erfahrungen unserer Mitbürger mit fremden Wurzeln nicht ignoriert, sondern mit einbezieht.

Fremde Erinnerungsräume

Nach der Veranstaltung in Hallein kam ich mit einem Jugendlichen mit Migrationshintergrund ins Gespräch. Vermutlich war er türkischer Herkunft, doch ich scheute mich, ihn zu fragen, als wäre das ehrenrührig. Die Lesung sei interessant gewesen, er habe viel erfahren, was er vorher nicht wusste, sagte er mir. Ob er sich auch persönlich angesprochen fühlte, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. Nein, für ihn sei das eine Geschichte wie viele andere auch, Kriege habe es vorher und nachher gegeben, auch Diktaturen, in Europa, in Afrika, in Asien, er empfinde nichts, wenn er etwas über diesen Abschnitt der Geschichte Österreichs höre, obwohl er selbst seit seiner Kindheit Österreicher sei. Von Kollegen und Freunden höre er manchmal, dass sie zu Hause mit dieser Zeit konfrontiert würden, weil die Väter, die Großväter die damaligen Ereignisse anders erzählten als die Schulbücher und Lehrer, doch bei ihm zu Hause spiele diese Geschichte keine Rolle, die Eltern wüssten wenig darüber, die Großeltern noch weniger, sie kümmerten sich nicht darum.

Gerade so wie wir, was die türkische Geschichte betrifft. Was wissen wir davon? Hand aufs Herz, beschämend wenig. Was wissen wir von der serbischen Geschichte? Von der Geschichte Montenegros, Polens, Russlands, Tschetscheniens, des Iraks, um nur einige Länder zu nennen, aus denen Zuwanderer in unserer Mitte leben? Viele sind längst Österreicher, die Kinder sprechen den lokalen Dialekt, wie mein junger Gesprächspartner in Hallein, sie besuchen hier die Schule, sie arbeiten hier (wenn sie Glück haben), sie haben hier ihre Freunde, ihre Wurzeln, nicht irgendwo in Anatolien, im Kaukasus oder anderswo, von wo die Eltern, die Großeltern nach Österreich gekommen sind. Dort sind diese Menschen heute Fremde, Fremde im Land ihrer Eltern.

Aber mit welchen Erinnerungen, welchen Erzählungen, welchen Mythen sind sie groß worden?

Mit solchen Fragen werden wir in Zukunft immer öfter konfrontiert werden. Vor kurzem kam ich in Wien mit einem jungen Österreicher libanesischer Herkunft ins Gespräch, seine Familie war vor drei Generationen hierher gezogen, als Folge der großen Hungersnot zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, wie er mir erzählte. Ich bekannte, dass ich von dieser Hungersnot noch nie gehört hatte. Das war im Ersten Weltkrieg, erklärte er, die Opfer

waren vorwiegend christliche Bewohner der autonomen osmanischen Provinz Libanon. Für ihn und seine Familie ist dieses traumatische Ereignis ein zentraler Bezugspunkt der kollektiven Erinnerung, obwohl keine Zeitzeugen mehr leben, doch die Nachgeborenen identifizieren sich mit dem historischen Trauma und werden auf diese Weise eingebunden in die Leidensgemeinschaft. Der Hungersnot fiel rund ein Viertel der damals im Gebiet des heutigen Libanon lebenden Bevölkerung zum Opfer. Ein Viertel der Bevölkerung! Ich aber hatte noch nie davon gehört, wie ich beschämt gestehen musste. Mein Gesprächspartner hatte das nicht anders erwartet, er ist es gewohnt, hierzulande auf Ignoranz und Unwissen zu stoßen.

Haben die türkischen Jugendlichen in Hallein ähnliche Erfahrungen gemacht, wenn sie Geschichten erzählen, die sich in ihr Gruppen-, ihr Familiengedächtnis eingebrennt haben? Das ist anzunehmen. Noch wahrscheinlicher ist, dass sie gar keine Gelegenheit finden, diese für sie wichtigen Geschichten zu erzählen, weil sich keiner außerhalb ihrer Gruppe dafür interessiert. Müssen sie das nicht als kränkend empfinden, als einen weiteren Beweis, dass sie in unserem Land, das auch ihres ist, zurückgestoßen werden?

Fremde Misere und Katastrophen, aber auch Ereignisse, derer man sich brüstet, auf die man stolz ist, Siege und Errungenschaften, die für Österreicher, deren Wurzeln anderswo liegen, große Bedeutung besitzen, während sie für uns bestenfalls dürre Daten darstellen, falls wir überhaupt davon Kenntnis nehmen. In den meisten Fällen haben wir nur eine vage Ahnung von den Erfahrungen, die viele Menschen in unserem Land geprägt haben und prägen. Vom Holodomor zum Beispiel, der von Stalin organisierten Hungersnot in der Ukraine in den Jahren 1929 bis 1933, haben manche gehört, doch wer weiß, dass diesem apokalyptischen Ereignis sieben Millionen Menschen zum Opfer fielen? Wen interessiert das schon? Für meinen ukrainischen Freund Vasyl, seit vielen Jahren Österreicher, aus Lemberg, Lviv stammend, ist der Holodomor mindestens ebenso wichtig wie der Holocaust, wichtiger sogar, weil er seine eigene Familie betraf und eine wesentliche Rolle in der ukrainischen Identitätsdebatte spielt, an der Vasyl lebhaften Anteil hat. Für Vasyl, und seine Name steht hier stellvertretend für viele, hat auch der Begriff Thalerhof eine besondere, eine düstere Bedeutung, in Thalerhof bei Graz befand sich während des Ersten Weltkrieges ein Anhaltelager – ich spreche absichtlich nicht von einem Konzentrationslager – für Ruthenen, wie man damals die Ukrainer nannte, die, meist völlig willkürlich, der Spionage und Kollaboration mit den Russen verdächtigt wurden. Es gab hinter der Front massenhaft Hinrichtungen, zeh-

tausende Ruthenen, Österreicher, wurden von den österreichischen Truppen ohne Urteil, einzig aufgrund ihrer Herkunft, in Lager verschleppt, wo viele von ihnen umkamen, in Thalerhof befand sich eines davon, der Name ist in der westlichen Ukraine, dem ehemaligen Ostgalizien, noch heute vielen Menschen geläufig, er bezeichnet einen Ort des Schreckens und der Demütigung, der Erniedrigung und Drangsalierung, die den Großeltern und Urgroßeltern willkürlich und unverschuldet widerfuhr. Uns bedeutet der Name nichts, in unserem Erinnerungsdiskurs kommt er nicht vor.

Bedeutet Integration, dass diese Menschen ihre historischen, nationalen Erzählungen, die Erinnerungen an Tragödien und Massaker, die einen wichtigen Teil ihrer Identität ausmachen, aufgeben, ablegen müssen wie zerschlossene Kleider, mit denen man sich schämt, unter die Leute zu gehen? Oder dürfen sie von uns erwarten, dass wir zumindest versuchen, den engen, national, rot-weiß-rot gefärbten Erinnerungsraum, in dem wir uns traditionell wie der Mühlesel im Kreis bewegen, mit einem Blick auf die Anderen in unserer Mitte erweitern, um uns mit ihrer Vergangenheit, mit ihrer Erinnerung auseinanderzusetzen. Und zwar nicht abwertend und abwehrend, sondern neugierig und offen. Das erscheint mir unerlässlich, um diese Menschen, unsere Mitbürger, zu verstehen, ihnen auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, ohne ihnen das Gefühl zu vermitteln, sie seien arme Verwandte, von denen wir Dankbarkeit und Fügsamkeit erwarten, die sie am besten dadurch beweisen, dass sie stumm und bescheiden am Ende der Tafel sitzen, ein, zwei Stufen tiefer als wir.

Einstweilen sieht es leider nicht danach aus, als würden wir uns in naher Zukunft dieser Aufgabe stellen, obwohl die Zeit drängt – im Gegenteil, alles was fremd, was anders erscheint, wird an den Rand geschoben, wird ausgegrenzt, das gilt auch für die Erinnerungen. Erinnerungen, die sich nicht in unser Bild der österreichischen Geschichte fügen, werden ignoriert. Damit haben wir nichts zu tun. Die gehen uns nichts an.

Wider das Vergessen

Solche Abwehrmechanismen lassen sich nicht nur im Umgang mit Zuwanderern beobachten. Ein zentrales Ereignis der jüngsten Vergangenheit, an dem sich unser kollektives Gedächtnis nach wie vor abarbeitet, war der Holocaust. Er vergeht nicht, er kann nicht dem Vergessen anheim fallen. Daran wagen heute nur mehr die verbohrtesten Geister zu rütteln, und manche Jugendliche, die unter ihren unheilvollen Einfluss geraten, wie das Beispiel von

Ebensee zeigt. Doch in der langen Nacht der organisierten Bestialität, um noch einmal Fritz Stern zu zitieren, wurden auch andere Menschen aus unserer Mitte allein wegen ihrer Herkunft, ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, vernichtet, doch ihnen wird nach wie vor eine Erinnerung weitgehend verweigert. Die Rede ist von den österreichischen Roma. Sie lebten immer am Rand der Gesellschaft, marginalisiert, ausgestoßen. Vor der Katastrophe und nachher. Das gilt auch für die Erinnerung. In den Ortschaften, in denen die Angehörigen dieser Minderheit bis zu ihrer Deportation in die Vernichtungslager oft seit Jahrhunderten zu Hause waren, wird man vergeblich nach Gedenksteinen oder Tafeln suchen, die an diesen Umstand erinnern. Im Südburgenland, wo ich wohne, gibt es zahlreiche Orte, die vor 1938 größere Zigeunersiedlungen, wie man das damals nannte, beherbergten, in der Regel etwas außerhalb, abseits, separiert von den Nicht-Zigeunern. Stegersbach, Kemeten, Goberling, Neustift an der Lafnitz. Nirgends gibt es eine sichtbare Erinnerung an die Vernichtung dieser Gruppe, die Namen ihrer Angehörigen stehen auf keinem Denkmal, als hätten sie nie gelebt unter uns. Als wäre es nicht nötig, sich ihrer zu erinnern. Von ihren eigenen Erinnerungen an die Zeit der Verfolgung ganz zu schweigen, die wird marginalisiert, zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Ein bedrückendes Beispiel, wie schwierig es ist, eine historisch „gewachsene“ Fragmentierung der Gesellschaft zu überwinden.

Die Fragmentierung unserer Gesellschaft ist eines der großen Probleme, dem wir uns stellen müssen, sie birgt Gefahren in sich, aber auch große Möglichkeiten. Es wird auch darauf ankommen, wie wir mit den unterschiedlichen Erinnerungen in der fragmentierten Gesellschaft umgehen, ob wir diese nicht zur Kenntnis nehmen, oder uns auf sie einlassen, uns offen und unvoreingenommen mit ihnen auseinandersetzen. Erinnerungen können trennen, aber sie können auch verbinden, sie können eine verheerende Sprengkraft entwickeln, aber auch eine Bereicherung bedeuten, es hängt von unserer Einstellung ab. Wir haben es in der Hand.



▶ **Dr. Martin Pollack**, geboren 1944 in Bad Hall, Oberösterreich. Studium der Slawistik und osteuropäischen Geschichte an den Universitäten Wien und Warschau. Zwischen 1987 und 1998 Korrespondent des deutschen Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL, zuerst in Wien, dann in Warschau. Seit 1998 als freier Autor, Publizist und literarischer Übersetzer (aus dem Polnischen) tätig. Zuletzt erschien von ihm *Warum wurden die Stanislaws erschossen? Reportagen*, 2008, Zsolnay.